

Auszug aus Andrea Ypsilanti Buch aus 2017.



Die Malaise der deutschen Sozialdemokratie - zwischen Anpassung und Pulverisierung

Die deutsche Sozialdemokratie hat sich seit der Bundestagswahl 1998 in der Wählergunst halbiert. Einige wesentliche Gründe wurden bereits angeführt. Fast schon stoisch und teilweise trotzig auf den Funktionärssebenen, zum Teil verzweifelt an der Basis, hat sie ihre Wahlniederlagen und den gravierenden Bedeutungsverlust hingenommen. Auch die Halbierung der Mitgliedschaft seit 1990 hat zu keinem Umdenken geführt.

Außenstehenden, die es gut mit der sozialdemokratischen Partei und ihren Inhalten meinen, erscheint das kaum verständlich. »Wie kann eine Partei sehenden Auges ins »Verderben« rennen?«, fragt man sich unwillkürlich. Das Ganze wirkt wie in einem schlechten Film. Man möchte dem »Held« zurufen: »Halt, nicht weiter, wehre dich doch endlich!« Doch im Drehbuch steht es anders geschrieben. Man muss die Geschichte und innere Struktur der Sozialdemokratie kennen und

verstehen, um deren Ignoranz zumindest im Ansatz erklären zu können. Es gibt meines Erachtens drei wesentliche Gründe. Da ist zum einen der immense Verlust gerade kritischer Mitglieder. Zweitens gibt es natürlich die spezifische Geschichte

Seite 126

der Sozialdemokratie. Und der dritte Grund liegt in der inneren Logik und Struktur der Partei. Natürlich gab es Widerstand gegen die »Neoliberalisierung« der deutschen Sozialdemokratie.

Nach den Beschlüssen zur Agenda 2010 wurde in vielen Unterbezirken, Bezirken und Landesverbänden kritisch diskutiert. An dieser Stelle spielt jedoch die spezifische Geschichte der deutschen Sozialdemokratie eine wesentliche Rolle. Die Identität sozialdemokratischer Politik leitet sich historisch aus der Erfahrung ab, dass ein »Überleben« der Partei Solidarität erfordert. Das kollektive Bewusstsein der Partei ist davon tief geprägt. Beginnend mit der Verfolgung im 19. Jahrhundert durch die Sozialistengesetze Bismarcks und gefolgt von zwei Diktaturen auf deutschem Boden, in denen Sozialdemokratinnen und Sozialistinnen in Gefängnisse kamen und nicht wenige ihre Überzeugung mit dem Leben bezahlten, gilt es in der SPD als gesetzt, solidarisch zu handeln, und das heißt auch, dass man die Führung trotz aller berechtigten Kritik unterstützt. Diese »DNA« der deutschen Sozialdemokratie hat einen metaphysischen und realen, praktischen Kern zugleich. Metaphysisch schreibt sich die Partei zu, historisch in der Frage Freiheit oder Diktatur immer auf der richtigen Seite der Geschichte gestanden zu haben. Praktisch macht es die falschen politischen Weichenstellungen erträglich. Das höhere Motiv bleibt unangetastet. Aber zweifelsohne bleibt es das historische Verdienst der SPD, sich nie einer Diktatur angedient und unterworfen zu haben. Sie ist zu Recht stolz, noch nie ihren Namen geändert zu haben. Weil sie es nicht musste.

Hinzu kommt ein anderes herausragendes historisches »Erbe«. Es ist und bleibt ein Trauma der Sozialdemokratinnen, als »vaterlandslose Gesellen« denunziert zu werden. Diese Denunziation der sozialdemokratischen Bewegung im deutschen Kaiserreich des 19. Jahrhunderts wirkt bis heute. Sozialdemokratinnen waren Parias, zudem verdächtig, die eigene Nation, das eigene Volk zu verraten. Erst als sie 1914 den Kriegskrediten zustimmten,
Seite 127

kannte der Kaiser plötzlich »keine Parteien« mehr. Der Blutzoll dieser Unterstützung, endlich anerkannter Teil der bürgerlichen Gesellschaft zu sein, mündete bekanntermaßen in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs. Bis heute fürchtet sich die deutsche Sozialdemokratie, nicht Teil der Nation zu sein. Die gehässigen und niederträchtigen Kampagnen gegen Willy Brandt und Herbert Wehner in den Wahlkämpfen der 1970er Jahre zeigen, dass dies keine Neurose ist. Es bleibt eine offene Wunde, die nicht verheilt ist. Politisch häufig falsch, aber psychologisch nachvollziehbar ist die SPD in Führungspositionen quasi immer wieder bereit -im Interesse ihrer Stadt, ihres Bundeslandes oder der Nation -, notfalls auch gegen die eigene Programmatik und Anhängerschaft zu handeln. Für sozialdemokratische Mandats- und Amtsträger hat es eine außerordentliche Bedeutung, von der bürgerlichen Klasse anerkannt zu werden. Sozialdemokratinnen wollen gleichberechtigter Teil der bürgerlichen Gesellschaft werden oder sein. Auch wenn die eigene Geschichte sich dazu anders verhält. Schröder, der sich aus kleinsten Verhältnissen nach oben rackerte, ist mit seinem Brioni-Anzug und dem Label »Genosse der Bosse« dafür ein Beispiel. Diese innere Zwiespältigkeit, einerseits das kapitalistische System reformieren und humanisieren zu wollen, andererseits aber auch anerkannter Teil davon zu sein, begleitet die Sozialdemokratie seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Das ist alles menschlich, denn Individuen sehnen sich nach Akzeptanz und Anerkennung. Selbst als Opposition. Aber politisch ist es eben auch gefährlich und kann im Desaster enden. Deshalb: Einen sozialdemokratischen Kanzler, der vorgeblich im Interesse des Wirtschaftsstandorts Deutschland handelt, stürzt man deshalb nicht. So viel »Revolution« ist in der SPD nicht machbar. Noch heute legitimieren sich die Agendabefürworter innerhalb der Partei oder in öffentlichen Auftritten, dass man im Interesse des Landes gehandelt und deshalb die Interes-

Seite 128

sen der eigenen Partei zurückgestellt habe. Dieses Mantra übernehmen selbst Konservative und Neoliberale gerne. Verhindert doch dieses vergiftete Lob, dass die SPD sich besinnen könnte und anfrage, die Agenda zu hinterfragen, obwohl die ökonomischen Gründe für den Agendakurs, die immer angeführt wurden, schlicht bis heute zweifelhaft sind. Man darf einem sozialdemokratischen Kanzler das Regieren schwermachen, auf Parteitag andere Beschlüsse fassen - das geht. Trotzdem bleibt er »unser« Kanzler und bekommt die Stimmen, die er für das Regieren braucht.

Nachdem klar geworden war, dass sich an den Beschlüssen und dem Kurs der SPD nichts ändern würde, verließen viele Genossinnen die SPD. Das war ein nicht zu unterschätzender Exodus speziell des kritischen Potentials der Partei. Trotzdem hatte dieser keinen realen Einfluss auf die praktische Politik. Zwar gab es nach der Kanzlerschaft Schröders immer wieder Ansätze, einen Teil der Agenda zu korrigieren oder neu zu interpretieren, aber eine grundlegende Reform der »Reform« stand nie wirklich zur Diskussion. Man würde es sich zu einfach machen, wenn man glaubte, die Verbliebenen wären alle Unterstützer der Agenda 2010 und der Regierungspolitik. Sicher gibt es einen nicht unwesentlichen Teil in der SPD,

der im Grundsatz diesem Ansatz bis heute folgt und auch an vielen Schalthebeln der Macht sitzt. Trotzdem stellt er nur eine relative Mehrheit, die brüchig ist.

Auch die inneren Strukturen, Kulturen und Sozialisierungen spielen bei der »Verharrung« eine wesentliche Rolle. Die Sozialdemokratie ist auch ein Ort des emotionalen Halts und der Solidarität mit familiären Zügen. Da geht man nicht einfach, sondern schluckt manches hinunter und hofft, dass sich der programmatische Kurs irgendwann (von oben) ändert. Nicht wenige Mandatsträgerinnen und Funktionär*innen auf der kommunalen Ebene beziehen ihre soziale und emotionale Anerkennung auch über ihr

Seite 129

Ortsbeiratsmandat, ihren Vorstandsposten im Unterbezirk oder Ähnliches. Das stabilisiert politisch und emotional.

Zugleich hat sich die Sozialstruktur der SPD nach Godesberg gewandelt. Die SPD proklamierte nicht nur die Volkspartei, sondern sie wurde es auch. Diese unterschiedlichen Milieus veränderten die Kultur der Partei. Die Arbeiterpartei im klassischen Sinn wurde zu einer, in der die Mitarbeiterinnen des öffentlichen Dienstes, aber auch Akademikerinnen und Unternehmerinnen an Gewicht dazugewannen. Das änderte den Blick für die sozialen Fragen. Schon vor der Agenda 2010 waren die Lohnarbeiterinnen mit durchschnittlichen Einkommen und Arbeitssuchende nicht mehr alleiniger Fokus sozialdemokratischer Politik. Das war inhaltlich nicht falsch, wurde jedoch zum blinden Fleck, als man den Blick dafür verlor, dass die Agenda nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine psychologische Dimension hatte. Der historisch gewachsene Stolz des Kollektivs, das gemeinsam gegen das Kapital um bessere Löhne und humane Arbeit stritt, war und ist fundamental erschüttert. Für viele lohnabhängig Beschäftigten ist die SPD nicht mehr »ihre« Partei.³ Diese Tendenz war nicht erst mit der Agenda da. Diese setzte sie nur materiell konsequent um. Mit dieser neuen Philosophie wurden die Reste klassenkämpferischer Überzeugung der Sozialdemokratie entsorgt.

Innerparteilich zementierte sich mit der »Basta«-Politik das Ende demokratischer Teilhabe. Das war nicht nur ein struktureller Verlust. Die Programmpartei verlor auch die »Schwarmintelligenz« ihrer Mitglieder, ihrer Netzwerke in den gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Organisationen.

Der Hinweis, im neuen medialen Zeitalter bedarf es der Inszenierung und Konzentration auf die Spitzenkandidaten, damit sei für Kontroversen und Streit kein Raum, ist in diesem Kontext gleich doppelt falsch. Historisch überlebt hat die Sozialdemokratie zum einen eben genau aus dem Grund, dass sie Differenz, Dis-

Seite 130

kurs und Streit zuließ. Die Strömungen und Fraktionen innerhalb der Partei waren auch immer Transformationsriemen und Katalysatoren für neue gesellschaftliche Tendenzen und kulturelle Wandlungen.

Zum anderen öden Inszenierungen vieler Parteitage die Zielgruppen nur noch an. Hollywood und Sozialdemokratie passen nicht. Die Mimikry an die amerikanischen Politshows der Demokratischen Partei suggeriert Modernität. Das gelingt in den allerseltensten Fällen. Kurzfristig mögen der geschlossene Parteitag, die zehnmütigen Ovationen für die Spitzenkandidaten wirken. Die Umfragewerte schnellen direkt im Anschluss leicht nach oben. In der Regel ist es dann aber doch politisches »Fast Food«. Nach vermeintlich schneller Sättigung ist es einem nicht wohl im Bauch. [...].